

Leseprobe



Unverkäufliche Leseprobe

© Sylvia Halcour 2023 – www.sylviahalcour.de

ÜBER DAS BUCH

Als Sylvia Halcour in der zwölften Woche der Schwangerschaft eine Fehlgeburt erleidet, gerät ihr Leben aus den Fugen. Sie verliert die Verbindung zu ihrem Mann, zu Freunden und zu sich selbst. Bald gibt es nichts mehr, das ihr Freude bereitet, und sie tritt ein in die dunklen Räume der Depression. Es scheint nur einen Ausweg zu geben – ein neues Kind. Doch das lässt auf sich warten.

Fast ein Drittel aller Schwangerschaften enden in einer Fehlgeburt. Dennoch spricht kaum jemand darüber. In dieser autobiografischen Erzählung berichtet Sylvia Halcour von ihrer Fehlgeburt und der Abwärtsspirale aus Trauer, Scham und Schuldgefühlen, die ihr folgte, bis sie wieder neue Hoffnung fand.

DIE AUTORIN

Sylvia Halcour, geboren 1983, lebt mit ihrer Familie in Köln und arbeitet als Juristin. Privat widmet sie sich seit vielen Jahren dem Schreiben. Ihre Romane handeln von Menschen, die straucheln und mit ihren Gefühlen hadern. Sie selbst geriet aus dem Tritt, als sie eine Fehlgeburt in der Schwangerschaft erlebte. Und da sie alles, was sie wirklich bewegt, zu Papier bringt, schrieb sie hierüber eine autobiografische Erzählung.

VORWORT

Fast alles, was hier beschrieben wird, ist tatsächlich geschehen. Ich sage »fast«, weil es in Details von dem, was gewesen ist, abweichen kann. Worte oder Gedanken ließen sich oft nur sinngemäß wiedergeben. Neben-
aspekte mögen in anderer Reihenfolge passiert sein. Manche Begebenheit habe ich ausgelassen, weil sie mir unwesentlich erschien und ganz vereinzelt habe ich Eigenschaften von Personen verfremdet. Dennoch ist es zu dem geworden, was es von Anfang an sein sollte: Einer Geschichte, wie sie das Leben schreibt.

ERSTER TEIL

KAPITEL 1

Eine Fehlgeburt ist wie ein Riss im Leben, der es in zwei Hälften zerteilt. Es gibt ein Vorher, ein Nachher, und dazwischen das große Nichts.

Natürlich hatte ich von Fehlgeburten gehört. Wenn mir jemand davon erzählte, was selten, aber gelegentlich vorkam, hatte ich immer ein Bild von einem Kind im Kopf. Ein Kind, nicht größer als meine Hand, die Lider fest geschlossen, der kleine Leib umsäumt von Schlieren aus Blut. Und ich dachte an unermesslichen Schmerz. Doch es war ein kalter Schmerz, einer, um den man wusste, der aber nicht wehtat.

Als es mich traf, war ich dreiunddreißig Jahre alt und hatte bereits einen Sohn. Einen freundlichen, lieben und wohlgenährten Einjährigen, der mich gut auf Trab hielt. Ich hatte eine unauffällige, eine gute Schwangerschaft mit ihm. Nur am Anfang gab es ein paar Tage, an denen ich dachte, ihn verloren zu haben. Es war in der sechsten

Woche, als die Ärztin auf dem Ultraschall keinen Embryo sah. Sie war nicht meine reguläre Ärztin, sondern ihre Vertreterin, und sie sagte, sie wisse nicht, was sie dort, und damit meinte sie meinen Unterleib, sehen solle. Unbestritten war es noch ein früher Zeitpunkt für Untersuchungen, doch eine Woche zuvor war dieser Termin genau dafür gemacht worden – damit ich das Kind das erste Mal sähe. Noch auf dem Behandlungstuhl sitzend kamen mir die Tränen und die Ärztin ergriff tröstend meine Hand. Dann ließ sie mir Blut abnehmen, um meine Hormone zu untersuchen. Eine Schwangerschaft ist ins Blut geschrieben und wenn etwas nicht in Ordnung ist, sieht man es dort nicht selten zuerst. Die folgenden Stunden verbrachte ich zu Hause weinend auf dem Bett, durchdrungen von unzähligen Verästelungen der Trauer und Angst. Am Abend kam der Anruf. Die untersuchten Hormone sprachen für eine gesunde Schwangerschaft und als ich das hörte, durchströmte mich ein warmes Gefühl der Erleichterung. Beim nächsten Ultraschall zwei Wochen später sah ich endlich den Embryo und – wie überwältigend – sein so eilig schlagendes Herz. Und als ich die zwölfte Woche erreicht hatte, ließ ich mir mit Freuden von allen Seiten gratulieren.

In gewisser Weise wusste ich damals nichts über eine Schwangerschaft. Im engeren Umfeld hatte ich noch keine erlebt. Schwangere waren für mich schlicht Frauen mit dickem Bauch und einem ausgeprägten Appetit. Ich hatte keine Ahnung davon, dass Abgänge auch in späteren Stadien der Schwangerschaft nichts Außergewöhnliches waren. Regelmäßig trieb ich Sport und arbeitete bis zum ersten Tag des Mutterschutzes. Mein Sohn kam gesund zur Welt, wenn auch durch

Kaiserschnitt. Über dreißig Stunden hatte ich heftigste Wehen ertragen, doch es war mir nicht gelungen, ihn natürlich zu gebären. Das ging mir nach, viel mehr als ich erwartet hatte. Doch irgendwann war es gut. Bald erschien es mir selbstverständlicher denn je, in naher Zukunft Mutter von zwei Kindern zu sein.

Die Monate schritten fort, mein Sohn entwickelte sich von einem zarten Neugeborenen zu einem schweren, fröhlichen Krabbelkind. Sein Bewegungsradius wurde von Woche zu Woche größer, unsere Zweizimmerwohnung schien gleichsam kleiner zu werden und, sooft es ging, wichen wir in den nahegelegenen Stadtpark aus. Wenn ich mit meinem Sohn zusammen war, fühlte ich mich so mit der Welt verbunden, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Dabei hatte es auch in meinem Leben Zeiten gegeben, in denen ich keine Kinder wollte. In denen mich die Verbindlichkeit geschreckt hatte und vielleicht auch die Verantwortung. Nun, nach kaum einem Jahr mit meinem Sohn, konnte ich mir ein Leben ohne diese Fülle an Bewegung, Emotion und Lebensfreude nicht mehr vorstellen. Beruf, Erfolg, Karriere, das war alles gut und schön. Aber es verblasste gegenüber einem kleinen echten Menschen, mit dem man gemeinsam die Welt entdeckte.

Mein Wunsch nach einem zweiten Kind zeichnete sich immer deutlicher ab – Tag für Tag, wie eine Figur, die das Leben schnitzt. Nicht selten wurde ich dafür erstaunt beäugt. Viele Frauen in meinem Umfeld hatten erst mal genug von der Müdigkeit, dem dauernden Geweckt-werden und nächtlichen Wachliegen, den schmerzenden Brüsten, die sich manchmal entzündeten, vom Tragen, Schuckeln, Schaukeln, diesem neuen

Leben, in das wir alle hineingeworfen worden waren. Ein Leben etwas über der eigenen Leistungsgrenze, ohne Zeit für Partnerschaft und vor allem ohne echte Pausen.

Ich nicht. Ich sah meinen Sohn, sein Lächeln, die bedingungslose Liebe, die er mir gab, und als er neun Monate alt war, wäre ich bereit gewesen, es erneut zu versuchen.

Ja, ich sehnte mich nach einem weiteren Kind. Ich sehnte mich nicht, das muss ich ehrlicherweise hinzufügen, nach Sexualität. Die lag im Tiefschlaf, seitdem ich meinem Sohn die Brust gab. Ich war ein Milch gebendes Wesen mit überaus weiblichen Formen, allerdings ohne sexuelles Verlangen. Mein Mann und ich hatten nach der Geburt genau einmal miteinander geschlafen, ich hatte mich – ich kann es nicht anders nennen – dazu aufgefordert und am Ende war es auch irgendwie schön gewesen, aber im Grunde wollte ich mir nur sicher sein, dass es uns als Paar noch gab.

Schließlich warteten wir doch noch mit dem neuen Versuch, bis unser Sohn fünfzehn Monate alt war. Ein Jahr Pause hatten mir die Ärzte verordnet, damit die Narbe des Kaiserschnitts fest verheilte. Auch wollte ich wenigstens ein paar Monate gearbeitet haben, bevor ich meine Arbeitsstelle wegen einer neuen Schwangerschaft wieder verließ. Und es gab auch noch einen größeren Zahnarzttermin, den ich erst hinter mich bringen wollte. Während der Stillzeit war mir ein halber Zahn wie ein Stück Kreide weggebrochen. So plötzlich und unerwartet, dass ich noch dachte, es hätte sich ein Steinchen in meinen Mund verirrt. Auch das eine Nebenwirkung der Hormonveränderung, wenn man ein Kind austrägt – jede Schwangerschaft ein Zahn, wie es der Volksmund so treffend beschreibt.

Am Abend vor diesem letzten Zahnarzttermin war ich bei einer Freundin. Sie hatte auch schon ein Kind, das fast gleich alt wie meines war. Und dann sagte sie – wir saßen in der Küche – sie sei wieder schwanger.

»Übermorgen sechste Woche«, sagte sie wörtlich. Und mich durchfuhr ein dünner, feiner Schmerz, der den ganzen Abend blieb. So groß war mein Wunsch schon, dass es mir wehtat, wenn er sich bei anderen erfüllte.

Am Morgen danach war ich beim Zahnarzt, der den abgebrochenen Zahn behandelte. Mit noch geschwollener Wange und betäubten Lippen fuhr ich von da aus direkt zur Arbeit. Seit mein Sohn seine Vormittage in der Kita oder bei den Großeltern verbrachte, war ich mit einem geringeren Wochenpensum auf meine alte Stelle zurückgekehrt. Schon seit vielen Jahren arbeite ich in einer größeren Organisation und befasse mich dort mit rechtlichen Fällen, ein echter Bürojob, der mir aber immer gefallen hatte. Es gibt dort Tage mit vielen und mit wenigen Vorgängen, die es zu erledigen gilt. An diesem Tag war ungewöhnlich viel zu tun und ich blieb bis zum frühen Abend im Büro. Mein Mann hatte sich am Nachmittag um unseren Sohn gekümmert und als ich nach Hause kam, legten wir ihn gemeinsam schlafen. Danach hätte ich mich am liebsten selbst ins Bett verzogen – ja, ins Bett, aber ohne meinen Mann –, doch ich merkte auch, mein Körper schien bei der kleinsten Berührung zu vibrieren. Für einen kurzen Moment zögerte ich. Möglicherweise fanden sich noch Spuren der Betäubung vom Morgen in meinem Blut, war es also besser, noch einen Tag zu warten? Doch ich besann mich. Es ließ sich nicht alles planen, nicht jedes noch so kleine Risiko vermeiden. Neigten wir nicht schon viel zu sehr dazu, unser Leben in Strukturen und Zeitfenster zu pressen, die

der Natur völlig fremd sind? Sollte ich aus einem weiteren rein rationalen Grund (nämlich: ich hatte vielleicht noch Rückstände der Betäubung im Blut) also nochmals diesen ohnehin schon künstlich gesetzten Zeitpunkt (wir kamen nicht aus Lust zusammen, wir wollten ein Kind zeugen) auf einen anderen Tag verschieben? Zumal dieser neue Tag dann gleich der nächste sein müsste, weil wir, so sehr wir auch meinten, alles unter Kontrolle zu haben, einen Eisprung nicht verlängern könnten. Nein. Ich schob alle Bedenken beiseite. Und wurde in derselben Nacht schwanger.

KAPITEL 2

Dass sich mein Wunsch so schnell erfüllte, war für mich unerwartet. Auf meine erste Schwangerschaft hatte ich sieben Monate warten müssen. Sieben Monate, das klingt nicht besonders lang. Aber es waren lange, unruhige Monate gewesen. Die anfängliche Euphorie der ersten zwei, drei Monate war schnell verpufft und schon bald war unser Alltag von vielen kleinen, schmerzhaften Enttäuschungen geprägt. Der innere Druck nahm stetig zu und wir taten es öfter, als wir wollten. Dabei immer das leise Flüstern im Ohr, das einen vor dem ersten Kind begleitet: Klappt es denn überhaupt oder stimmt etwas nicht? Mit dir, mit mir?

Noch gut ist mir in Erinnerung, wie ich mir nach vier Monaten Ovulationstests besorgte, um den genauen Tag des Eisprungs zu bestimmen. Diesem Kauf war ein Streit mit knallenden Türen und zwei Schwangerschaftstests vorausgegangen, die ich kurz hintereinander machte und die beide negativ waren. Ich weiß noch, dass wir an einem kalten Sonntagmorgen zwei Mal durch menschenleere Straßen zur Notdienst-Apotheke

liefen und der Apotheker uns beim zweiten Mal mit einem gewissen Befremden ansah.

Die neue Schwangerschaft spürte ich schon ein paar Tage vor dem positiven Test. Ich hatte plötzlich das Gefühl, meinem Sohn wieder Milch geben zu können. Dabei war die Muttermilch schon lange versiegt, schon vor Monaten hatte ich abgestillt. Ich war gerade im Büro, auf dem Weg zu einem Kollegen, als mich das vertraute Gefühl überkam, wie die Milch durch die feinen Gefäße meines Brustgewebes dringt. Was ist das denn, dachte ich erstaunt, und gleich darauf dämmerte mir, was Ursache dieser Merkwürdigkeit sein könnte.

Ein paar Tage darauf machten wir einen Schwangerschaftstest und ich sah sofort den zweiten Strich. Positiv! Zwar nur im hellen Licht aus einem bestimmten Winkel und wenn ich den Streifen hin- und herbewegte. Ein zweiter Strich, beinahe ein Hauch von Nichts, für meinen Mann nur eine weiße Fläche. Aber für mich bestanden keine Zweifel.

Lachend rief ich ihm zu: »*Ich* sehe den Strich.«

Und in seinen Augen lag ein Leuchten, das seine Vorfreude verriet.

Drei Tage später machte ich einen weiteren Test, der keinen Zweifel mehr ließ. Auch nicht für meinen Mann. Der Strich war wie ein Ausrufezeichen auf diesem dünnen Streifen und ich lachte laut auf, als ich ihn sah. Mit dem ersten Termin bei der Frauenärztin wollte ich trotzdem noch warten. Ich wollte nicht wieder dort sitzen und hören, dass es nichts zu sehen gab. Stattdessen machte ich alle drei Tage einen weiteren Schwangerschaftstest und – siehe da – der Streifen wurde mit

jedem Mal dunkler. Bald färbte er sich schon nach wenigen Sekunden in ein sattes Lila-Blau.

Als ich schließlich in der siebten Woche zur Ärztin ging, war alles wie erhofft. Nur ein kurzer Moment der Unruhe, dann sofort der Herzschlag des Kindes. Nun war das Schlimmste geschafft, nahm ich an.

Wenn sich mein Unterleib dehnte und regte, wenn ich so spürbar von Leben erfüllt war, wallte Freude in mir auf. Aber immer fühlte ich auch Angst, panische Angst, nur für einen Moment, aber doch so unmittelbar und deutlich wie ein Tropfen Wasser, der auf nackte Haut fällt. So war es in meiner ersten Schwangerschaft bis zuletzt gewesen. Damals hatte ich mich nicht darum gesorgt, dass ich plötzlich und ohne erkennbaren Anlass eine Fehlgeburt erlitt. Das war für mich irgendwann nur noch ein leerer Begriff, der nach den ersten drei Monaten seine Bedeutung verloren hatte. Ich sorgte mich beständig darum, dass durch irgendein äußeres Ereignis – ein Sturz, ein Unfall, eine schwere Infektion oder etwas ähnlich Unvorhersehbares – dieses Kind nicht lebend zur Welt kommen würde. Selbst wenn sie meist schnell vorbei waren, diese Minuten, in denen ich mir verzweifelt den Bauch hielt; jedes Mal tat sich in ihnen ein tiefer, dunkler Abgrund auf und mir entging auch nicht, wie nah ich als schwangere Frau am Rand dieses Abgrunds saß.

Im Nachhinein hatten sich all diese Sorgen als unbegründet erwiesen. Deshalb wollte ich dieses Mal besonnener, stärker sein. Ich wollte weniger Angst haben und mich am Ganzen mehr erfreuen. Und so fasste ich den Entschluss, meiner Schwangerschaft so wenig Beachtung wie möglich zu schenken. Die ganze Sache

auszusitzen, bis die kritische Phase hinter mir lag. Rechnerisch zwölf Wochen. Zwei davon bekam ich geschenkt, weil sie vor dem Eisprung lagen. Weitere zwei Wochen waren schon vergangen, bis ich den positiven Test in den Händen hielt. Also im Grunde nur acht Wochen. Kaum zwei Monate, Augen zu und durch.

Und tatsächlich, es funktionierte. Die Angst war in meinem Leben nur noch ein seltener Gast. Aber ich befasste mich auch viel weniger mit dem Kind. Ich streichelte mir kaum über den Bauch. Ich sprach nicht mit ihm, was mir später so weh tat. Ich richtete meine gesamte Konzentration auf unseren Umzug, der bald bevorstand. Fast zwei Jahre hatten wir nach einer geeigneten und bezahlbaren Wohnung gesucht. Nun, da wir sie endlich gefunden hatten, gab es viel, sehr viel zu tun. Neben Kind und Beruf mussten wir es irgendwie schaffen, unsere gesamte Wohnung in fünfzig Kisten zu packen. Außerdem brauchten wir ein neues Bett, neue Schränke und ein neues Sofa. Und wie es der Zufall wollte, wurde mir just in diesen Tagen auf der Arbeit eine neue Aufgabe zugewiesen. Auch da, mit neuen Kollegen, wollte ich einen guten Eindruck hinterlassen und versuchte alles vor der Zeit und dennoch überdurchschnittlich gut zu erledigen. Manchmal arbeitete ich bis abends ohne Unterbrechung, um mich dann in den letzten beiden Stunden des Tages dem Umzug zu widmen.

Ich erinnere mich noch sehr genau an einen Abend, als ich gerade erst schwanger war. Wir bekamen unseren Sohn nicht ins Bett, er wollte einfach nicht einschlafen. Erst versuchte es mein Mann, dann bat er mich um Hilfe. Es ging mir nicht gerade gut an diesem Abend, ich fühlte mich matt und kraftlos und hatte das große Bedürfnis,

mich für einen kurzen Moment, sei es auch nur für eine halbe Stunde, auszuruhen. Doch unser Sohn war nicht ganz gesund, er brauchte seinen Schlaf und so ging ich zurück ins Schlafzimmer, nahm ihn in den Arm und sang eine Dreiviertelstunde immer dasselbe Lied. Dabei versuchte ich seinem Husten auszuweichen, aber sobald ich mich nur ein wenig von ihm abwandte, beschwerte er sich lautstark. Ich weiß noch, dass mich an diesem Abend Wellen der Wut durchzogen, wenn unser Sohn zum dritten, vierten, fünften Mal durch irgendeine Kleinigkeit, sei es ein Geräusch im Garten, die Toilettenspülung des Nachbarn oder ein Räuspern meines Mannes aus dem anderen Zimmer wieder aus dem Halbschlaf hochschreckte und alles von vorne losging. Als er endlich eingeschlafen war, fühlte ich mich mit den Nerven am Ende.

Am nächsten Morgen spürte ich ein Kratzen im Hals und wusste gleich, dass ich mich bei unserem Sohn angesteckt hatte. Eine Erkältung hatte mir bei der ganzen Anstrengung gerade noch gefehlt. Aber sie war da und blieb über mehrere Wochen.

Natürlich dachte ich darüber nach, zu meinem Hausarzt zu gehen und mich krankschreiben zu lassen. Schließlich war ich nicht nur krank, sondern auch schwanger. Mir fallen auf Anhieb zwei Frauen ein, die sich in meiner Situation anders verhalten hätten. Denen ihr Wohlbefinden in der Schwangerschaft bei Weitem wichtiger war, als jede Aufgabe auf der Arbeit oder jedes lobende Wort eines Vorgesetzten. Frauen, die der Überzeugung waren, dass Gesundheit immer vorgeht. Ich habe diese Frauen immer dafür bewundert, denn es gehört viel Mut dazu, eine wichtige Konferenz wegen einer Erkältung abzusagen. Aber ich – naja – war zu einer solchen Weitsicht nicht

fähig und meinte, solange ich nicht richtig, richtig krank wäre, könnte ich auch arbeiten gehen. Ich versuchte nur, schneller zu arbeiten, um früher nach Hause zu kommen, aber dieses ständige Sich-selbst-Antreiben schlug mir bald auf den Magen. Wenn ich dann endlich zu Hause war, erwarteten mich halbgepackte Kisten und all jene Dinge – Nachsendeauftrag, Telefonanschluss, Stromvertrag –, die bei einem Umzug eben auch zu erledigen waren. Und nicht zuletzt hatte ich einen kleinen Sohn, der versorgt werden wollte. So gab es nur wenige Momente, in denen ich mich erholen konnte. Zwischen- durch einen Nachmittag, einen Tag oder gar ein ganzes Wochenende auszuspannen und einfach nichts zu tun, das gab es nicht.

KAPITEL 3

Wir waren noch am Sonntag bei meinen Eltern zum Mittagessen eingeladen – es war ein schweres Essen gewesen, mit in Öl eingelegten Vorspeisen und einem Hauptgericht mit Fleisch und dunkler Soße –, als ich am Montag auf der Arbeit starke Magenschmerzen bekam. Es war, als bohrte mir etwas von innen gegen die Magenwand. Ich versuchte erst, die Schmerzen zu ignorieren und weiterzuarbeiten, um wenigstens noch das fertigzustellen, was ich am Morgen begonnen hatte. Zugleich trieb ich mich an, damit ich zügig fertig würde, aber dadurch verstärkte sich der Schmerz nur, als fräße sich die Spitze des Bohrers bereits von innen durch das Organ.

Endlich zu Hause rief ich als Erstes meinem Mann zu, dass ich heute nichts mehr erledigen könnte und eine Pause bräuchte (was bei Eltern von kleinen Kindern immer eine gewisse Brisanz hat, denn hat der eine Pause, hat der andere sie nicht und darf alles, was Essen, Haushalt und das Kind betrifft, alleine regeln, obwohl er sich vielleicht auch nichts anderes wünscht, als nach einem anstrengenden Arbeitstag für einen kurzen Moment auszuruhen). Auf dem Sofa überkam mich sogleich eine

heftige Müdigkeit und mir fielen die Augen zu, der bohrende Schmerz der letzten Stunden hatte meine ganze Energie und Kraft verbraucht. Mühsam schleppte ich mich ins Schlafzimmer und gerade als ich im kühlen Halbdunkel die Augen schloss und dachte, nun kannst du endlich zur Ruhe kommen, klingelte es an der Tür. Es war die Hausverwaltung, die unsere Wohnung in Augenschein nehmen wollte, und da wir früher aus dem Mietvertrag wollten, hatten wir derlei Termine in Kauf zu nehmen. Also kämpfte ich mich wieder aus dem Bett, denn mir war es unangenehm, dort zu liegen, während der junge Mann von der Hausverwaltung, er sah fast noch wie ein Schüler aus, Raum für Raum abging und – was mich bis heute wundert – sogar in das Innere unserer Toilettenschüssel fotografierte. Als ich dann endlich ins Bett fiel, war da noch immer der Bohrer in meinem Bauch und er blieb die ganze Nacht.

Wenn man in einer Schwangerschaft krank wird, ist das nie einfach. Man fürchtet immer, die Krankheit könnte dem Kind schaden. Und man darf keine Medikamente nehmen. Oder, nein, das ist so nicht richtig. Man *soll* sie nicht nehmen. Obwohl, auch das ist nicht richtig. Es gibt Krankheiten, bei denen man keine Wahl hat, wenn man sich oder das Kind vor größerem Schaden bewahren will. Und es gibt Medikamente, die völlig unbedenklich sind oder es jedenfalls sein sollen. Paracetamol gehört zum Beispiel dazu. Oder einfache Nasentropfen. Es gibt Frauen, die bei diesem Thema sehr entspannt sind. Ich bin es nicht. Ich hatte in meiner ersten Schwangerschaft nachts mit klein gehackten Zwiebeln in den Socken geschlafen und nächtelang durch den Mund geatmet, nur um keine Nasentropfen nehmen zu müssen. Ich hatte auch nicht eine einzige Schmerztablette genommen, egal

welche Schmerzen mich geplagt hatten. Aber nun war da diese Magenentzündung, das war nicht schwer zu diagnostizieren, die sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Und schon am dritten Tag krümmte sich mein Magen in Viertelstundenabständen – rückblickend erscheint mir das bezeichnend – als wären es Wehen. Ich durchlitt mehrere dieser Schmerzattacken, bis ich es nicht mehr aushielt und mir ein Medikament besorgte, das den Säureausstoß im Magen bremste. Es war ein tausendfach getestetes, für Schwangere zugelassenes Arzneimittel und meine Angst, dass sich die Entzündung immer weiter verschlimmerte, siegte schließlich über die Angst, dass die Arznei dem Kind schaden könnte. Meine Frauenärztin versicherte mir am Telefon, ich könne die Tabletten ruhigen Gewissens nehmen. Dennoch bat sie mich, vorbeizukommen, um nach dem Kind zu sehen.

Ach ja, das Kind. Das Kind, das nun in der neunten Woche war und in meiner Gebärmutter wuchs, die weder schmerzte, noch sonst irgendwelche Auffälligkeiten zeigte. Deren Regungen ich kaum wahrnahm, jenseits dieses Schmerzfeuers im Oberbauch.

Als ich tags darauf auf dem Behandlungsstuhl saß, den Blick auf den Bildschirm geheftet, hörte ich sogleich das vertraute Pulsieren des Herzens. Das Kind war etwas zu klein, genau genommen sechs Tage, aber die Ärztin sagte: »Schauen Sie, wie gut sich die Extremitäten entwickelt haben.«

Und tatsächlich hatte das Kind nun nicht mehr die Form einer Kidney-Bohne, sondern es war schon ein kleines Menschlein geworden, mit großem Kopf und kurzen Armen und Beinen.

»Schauen Sie«, sagte die Ärztin, und ich schaute und erfreute mich an diesem Wunder des Lebens.

Auch wenn sich mein Magen durch das Medikament erholte, wurde er zu einem unzufriedenen Mitbewohner meines Körpers. Beim kleinsten Fehltritt, sei es der übliche Stress auf der Arbeit oder auch nur ein schweres Essen, wurde mein Bauch hart und prall wie ein Ballon, der kurz vor dem Platzen stand. So ging ich vorsichtig und mit Bedacht durch meinen Alltag und versuchte mich, soweit es ging, zu schonen.

Ich versuchte es *wirklich*, aber ganz aus meiner Haut konnte ich nicht. Wie seit jeher machte ich auf der Arbeit das, was ich machen musste, und, ja, auch *ein bisschen* mehr. Zu Hause wollte ich auch nicht das Heft aus der Hand geben, der echte Umzug, also der Transport aller Möbel und Kisten in die neue Wohnung stand bevor.

Rückblickend frage ich mich, warum ich mich nicht wenigstens diesen einen Tag aus dem Stress herausgenommen hatte. Warum ich mir nicht einfach meinen Sohn geschnappt hatte und mit ihm zu den Schwiegereltern gefahren war, während mein Mann die Männer vom Umzugsunternehmen dirigierte. Warum ich nicht einmal zu ihm sagte, komm, mach du das allein, ich ziehe mich ein bisschen zurück. Für mich, für das ungeborene Kind. Auch mein Mann versicherte mir mehrfach, ich könne fahren, er kriege das schon irgendwie hin. Doch ich sagte immer, nein, das muss nicht sein, so erschöpft bin ich noch gar nicht, obwohl ich es ehrlicherweise bereits war.

Schon von morgens an, als eine Nachbarin den für das Umzugsunternehmen reservierten Parkplatz blockierte, schmerzte mein Magen, als hätte sich von außen ein Vogel in ihn verkrallt. Ausgerechnet an diesem Tag war es über 35 Grad heiß und die Männer schwitzten und

ächzten unter den schweren Möbeln und wirkten verärgert über die Situation. All die kurzen angestregten Blicke, die gereizten Anweisungen oder Unmutsbekundungen schlugen direkt nach innen zu mir durch. Ständig fragte ich mich, ob die schuftenden Männer von mir mehr Hilfe erwarteten und wie diese aussehen könnte, oder ob ich ihnen einfach nur lästig war, weil ich so nutzlos und dämlich lächelnd in den leeren Räumen saß. Als die Umzugsleute dann noch unser Sofa in das falsche Zimmer der neuen Wohnung trugen und es auf unsere Bitte mühevoll und fluchend wieder aus dem Zimmer raus und in ein anderes reinhieven mussten, war ich so durch und durch gestresst, dass ich Sorge hatte, ich würde einen Rückfall erleiden und die nächsten Tage wieder unter Schmerzen im Bett verbringen.

Am Abend saßen wir dann in dieser für uns noch fremden Wohnung und hatten den Umzug geschafft, doch es war nichts an seinem Platz. Kleidung, Geschirr, Waschzeug, alles war noch in Kisten verpackt, überall fehlte es an Dingen, die wir dringend brauchten. Es lag noch ein Berg von Arbeit vor uns.

Und meine Schwangerschaft? Kisten hatte ich an diesem Tag nicht geschleppt, *das* wenigstens nicht, aber ansonsten hatte ich alles gemacht und jeden Impuls, mich einmal kurz auszuruhen oder kürzerzutreten, einfach ignoriert.

Und so lief es auch in den nächsten Tagen und Wochen, in denen so viel auspacken, aufzubauen und einzusortieren war. Alles musste erledigt werden: Umzug, Arbeit, Kind, Haushalt und dazu jeden Tag das Ringen mit meinem entzündlichen Magen, der meinen Alltag mit Schmerzen pflasterte. Ich spürte, dass ich bald

überhitzte wie ein Motor, dem man eine zu hohe Drehzahl abverlangte. Den Preis dafür zahlte ich jeden Tag, indem die Phasen, in denen ich mich gut fühlte, immer kürzer wurden und ich ständig abgekämpft war. Ich schaffte es nicht, nur ein Minimum oder das unbedingt Notwendige zu leisten. Was war daran so schwer? Vielleicht hätte ich auf der Arbeit etwas weniger Lob und Anerkennung bekommen, wenn ich nur Dienst nach Vorschrift gemacht hätte. Vielleicht wäre auch der Umzug nicht so schnell vonstattengegangen und wir hätten die neue Wohnung erst acht Wochen später beziehen können. Was wäre die Konsequenz gewesen? Wir hätten zwei Monate doppelt Miete gezahlt. Ärgerlich, ja. Zwei Monatsmieten sind nicht wenig. Aber was sind sie gegen ein totes Kind?

KAPITEL 4

In meiner ersten Schwangerschaft war ich kaum von Übelkeit geplagt. Um mich herum hatte ich erlebt, wie die Frauen damit kämpften, wie sie entweder gar nicht oder ständig kleine Mahlzeiten aßen. Wie sie im Aufzug mitten im Satz innehalten mussten und versuchten, das, was sich einen Weg durch ihre Speiseröhre bahnte, wieder herunterzuschlucken. Wie sie bei einem Gespräch plötzlich auf Toilette hasteten und im besten Fall erleichtert oder im schlechtesten Fall blass und mit derangierten Haaren wieder zurückkamen. Ich hörte von einer Kollegin, die sich wegen der Übelkeit ab der fünften Woche krankschreiben ließ, und einer anderen, die es nicht tat und sich dann ohne Vorankündigung bei einem beruflichen Termin in den Mülleimer übergab. Das alles hatte ich gesehen oder gehört, aber ich war davon verschont geblieben. Auch andere Symptome hatten sich in meiner ersten Schwangerschaft nur bei näherem Hinsehen gezeigt. Diesmal schien es ähnlich, ich spürte die Schwangerschaft kaum, vielleicht sogar weniger als beim ersten Mal, das war schwer zu sagen. Jedenfalls bemerkte ich so auch nicht den Rückgang von Symptomen

oder ein irgendwie geartetes Wenigerwerden. Wenn mich einmal der Zweifel befiel, ob alles gut war, ob das Kind noch lebte, wuchs und sich bewegte, sagte ich mir: Warum sollte es anders sein? Ich hatte weder Schmerzen im Unterleib noch Blutungen. Da war nichts, das unmittelbar Anlass zur Sorge gab.

Auch die nächste Untersuchung bei der Frauenärztin in der zehnten Woche war vollkommen unauffällig. Zum Abschied sagte ich der Ärztin, dass ich bei dieser Schwangerschaft ein gutes Gefühl hätte. Sie erwiderte, bis zur zwölften Woche könne immer etwas sein, und ich fand es ein wenig enttäuschend, dass sie mich in meiner Zuversicht nicht bestärkte. Dennoch ging ich mit einem Lächeln nach Hause. Zehnte Woche – endlich zweistellig. Ich war mir sicher, dass ich es ein zweites Mal überstanden hatte. In meinem näheren Umfeld hatte ich noch nie von einem Abgang nach der neunten Woche gehört. Und hatte ich nicht noch in einem Buch bei meiner Frauenärztin gelesen, dass 97 Prozent der Schwangerschaften hielten, wenn der Herzschlag nach der neunten Woche auf dem Ultraschall zu sehen sei? 97 Prozent. Nur drei von Hundert, bei denen es anders war.

Wir hatten, lange vor der Schwangerschaft, einen Urlaub gebucht. Sardinien versprach uns Sonne, Strand und Meer. Wie es der Zufall so wollte, lag der Reiseterrmin nun am Ende der zwölften Woche. Eigentlich ideal. Die ganze Zeit, während ich mich durch den Dschungel des Umzugs kämpfte und nebenher versuchte, mein Leben einigermaßen am Laufen zu halten, stand für mich am Ende der Urlaub als Ort der Lebensfreude. Wenn ich dort wäre, am Strand von Sardinien, den Sand zwischen

meinen Zehen, hätte ich alles hinter mir und, noch viel wichtiger, ich stünde an der Schwelle zur dreizehnten Woche. Es gäbe keinen Grund mehr zur Vorsicht, zur Sorge. An diesem Ort wollte ich mich ganz auf mein Kind einlassen. Mein Kind, das ich in diesem Moment noch gar nicht als solches begriff – später, da spürte ich, wie sehr es mein Kind war. Ich wollte es von ganzem Herzen und mit offenen Armen empfangen, es streicheln, mit ihm sprechen, für es singen. Ich wollte ganz Mutter sein, den Großen im Arm, der ein Bruder sein würde, und das Kleine in meinem Bauch. Wenn ich an Sardinien dachte, plätscherte das Glück leise in mir, und dann ging ich meist zu etwas anderem über, denn mit dem Glück kam die Angst, schwarz und bodenlos wie eine Gletscherspalte. Und ich fiel in diese Spalte, denn einige Wochen später saß ich am Strand, den Sand zwischen den Zehen, aber da war kein Kind mehr in mir, für das ich hätte singen können. Mein Bauch war leer und es fühlte sich an, als hätte man es mir mit bloßen Händen entrissen. Nicht ein einziges Mal hatte mich das Kind in seinem kurzen Leben singen gehört, wie sehr ich das später bereute. So wenig hatte ich es beachtet, als wäre es nie da gewesen, oder noch schlimmer, als hätte es mich in Wahrheit gestört.

Der Urlaub rückte näher, doch die Tage vergingen nicht einfach, sondern ich musste sie Stunde um Stunde bewältigen und abends fiel ich ermattet ins Bett. Mein Mann und ich stritten uns oft. An einem Abend, mitten im Streit, spürte ich plötzlich einen hellen Schmerz in meinem Unterleib, als glitte eine Flamme von innen über das Gewebe meiner Gebärmutter, genau dort, wo das Kind saß. Der Schmerz ging nicht gleich wieder weg, sondern blieb für ein paar Minuten.

Mein Mann und ich waren gerade mitten in der Diskussion und ich klatschte ihm dieses Gefühl, diesen Schmerz vor die Nase, und sagte: »Siehst du, siehst du, was du mir antust.«

Natürlich hatte ich für einen Moment auch Angst, noch nie hatte ich solche Schmerzen gehabt, und reflexhaft ließ ich mich aufs Sofa fallen. Doch dann überwog die Wut auf meinen Mann, sodass ich die Diskussion wieder aufnahm und im Liegen weiterstritt. Nach ein paar Minuten verschwand das Brennen wieder und ich vergaß es bald.

In einer Schwangerschaft gibt es immer wieder Minuten oder auch Stunden, in denen irgendetwas zieht oder drückt, sei es eine Sehne am seitlichen Bauch oder ein Spannungsgefühl im Unterleib. Es ist dann die Kunst, nicht gleich in Panik zu geraten, sondern erst mal einen Nachmittag, vielleicht sogar einen Tag abzuwarten, wie es sich entwickelt. Ansonsten sitzt man alle drei Tage beim Frauenarzt. Bei meinem Sohn hatte ich keinen einzigen außerplanmäßigen Termin gebraucht und später war ich beinahe stolz darauf.

Am Tag nach diesem Streit hatte ich meinen letzten Arbeitstag, bevor es für uns in den Urlaub ging. Ich fuhr mit dem Fahrrad nach Hause und dachte, endlich hast du dieses Kapitel abgeschlossen. Es war alles gut gelaufen mit der neuen Stelle und alle waren zufrieden mit dem, was ich vorgelegt hatte. Echte Freude empfand ich trotzdem nicht. Dafür war der Weg zu anstrengend gewesen und auch mein Magen krampfte noch immer bei der kleinsten Erschütterung. Es waren nun nur noch zwei Tage bis zum Arzttermin und vier Tage bis zu unserem Paradies auf Sardinien.

KAPITEL 5

Am Morgen des Arzttermins wachte ich auf und spürte einen leichten, ziehenden Schmerz in meiner Gebärmutter, als bekäme ich meine Periode. Ich wunderte mich einen Moment, doch dann hielt ich es für ein weiteres Gefühl im Kuriositätenkabinett einer Schwangerschaft und schenkte ihm keine Beachtung mehr.

Mein Mann wollte mich zu dem Arzttermin begleiten. Nein, er *wollte* es eigentlich nicht, es passte ihm nicht in den Terminkalender und er hielt es auch für überflüssig, sorgte sich keine Sekunde. Es war unser zweites Kind, wir waren in der zwölften Woche, was sollte schon sein. Aber er kam mit, weil ich ihn darum bat. Wenigstens das.

Und hatte ich etwas geahnt? Nein. Natürlich war mir der Gedanke gekommen, dass etwas mit dem Kind nicht in Ordnung sein könnte. Er war gekommen wie eine lästige Fliege, die sich einem auf die Nase setzen will. Aber es war unrealistisch für mich, abstrakt und weit entfernt, genauso wie die theoretische Möglichkeit, dass ich vom Auto angefahren würde oder meine Ärztin einen Knoten in meiner Brust

ertastete. Ich hatte mich auch seit Tagen nicht mehr damit befasst, dass mein Kind bei den letzten Untersuchungen im Ultraschall so klein gewesen war. Nachdem die Ärztin stets so unbesorgt erschienen war und ich im Internet etliche Stimmen gefunden hatte, die berichteten, wie ihre Kinder in den ersten 14 Wochen außerhalb der Norm gewachsen waren und die Ärzte daraufhin die Entbindungstermine fröhlich hin- und hergeschoben hatten, war diese kleine Abweichung in irgendeine dunkle verwinkelte Ecke meiner Erinnerung gerutscht.

Zwölfte Woche, genau genommen elf Wochen und zwei Tage. Ich nahm auf dem Untersuchungsstuhl Platz, öffnete die Beine, spürte den kalten Sensor und war sofort erleichtert, als ich das Bild auf dem Monitor sah. Mein erster Gedanke: Das Kind ist noch da. Ich hatte immer die undeutliche Vorstellung, dass es vom Bildschirm verschwunden wäre, wenn etwas nicht stimmte, dass ich nur eine schwarze Fruchthöhle ohne Inhalt sähe. Aber sie war nicht leer, offensichtlich nicht. Das Kind war da und es war groß geworden, noch mal deutlich größer als beim letzten Ultraschalltermin, das konnte selbst ich auf den ersten Blick sehen.

Lachend sprach ich die Ärztin auf die Größe des Kindes an, aber sie reagierte nicht so recht, sondern verschob immer wieder den Sensor, setzte immer wieder neu an. Mein Mann stand neben der Liege, unseren Sohn auf dem Arm, und zeigte auf den Bildschirm: Da ist dein Geschwisterchen. Die Sekunden vergingen, und die Ärztin sagte noch immer nichts.

»Sehen Sie keinen Herzschlag?«, fragte ich, weil auch ich das vertraute Pulsieren nicht hörte oder auf dem Monitor sah. Ich stellte diese Frage, aber sie war nicht recht

ernst gemeint, von mir nur so dahingesagt, zu unwirklich klang sie in meinen Ohren. Die Ärztin wirkte angespannt, nein, sie sehe nichts, erwiderte sie, und ich fragte noch mal, während sie suchte, nun schon mit einer gewissen Unruhe, ob da kein Herzschlag sei. Sie hielt den Sensor still und mein Kind ruhte im Profil auf dem Monitor und plötzlich sah ich nur noch diese Reglosigkeit. Es bewegte sich nichts, kein pulsierender Punkt in der Mitte, kein Herz, das schlug. Die Ärztin sagte, oft hätten die Kinder kurze Herzaussetzer, das müsste nichts heißen, und Hoffnung keimte in mir auf. Es folgten bange Momente des Wartens und die Ärztin hielt weiter den Sensor auf das Kind, ihre Hand war jetzt ganz ruhig. Aber alles blieb starr, als wäre das hier ein an die Wand geworfenes Foto, es war kein Puls, keine Bewegung zu sehen. Und in dieser Sekunde verlor ich jede Hoffnung – mein Kind war tot. Es war von mir gegangen, ohne mir Schmerzen zuzufügen, hatte mich einfach verlassen. Dabei war es schon so groß, es musste seit dem letzten Termin gewachsen sein, gut gewachsen, rechnerisch war es nach seiner Größe noch immer nur eine Woche kleiner als die Norm, genauso wie beim letzten Mal.

Ich sagte in den Raum: »Ich habe mein Kind verloren«, aber dieser Satz klang so nichtssagend und hohl, als hätte ich ihn irgendwo abgelesen, als beträfe er jemand anders, aber nicht mich. Ich sah, wie sich die Augen meines Mannes für einen Moment mit Tränen füllten, er hatte es als Letzter begriffen.

Die Ärztin sagte: »Vielleicht ist es gestern, vielleicht heut Nacht, vielleicht eben passiert«, und mir rasten die Gedanken durch den Kopf, was ich gemacht hatte, bei welchem meiner Wege, bei welcher meiner Bewegungen das kleine Herz ein letztes Mal aufbegehrt, ein letztes

Mal sich zusammengezogen und wieder aufgebläht hatte, bevor es für immer stehen blieb. Mein Unterleib erschien mir fremd, wie mein ganzer Körper mir fremd wurde, am liebsten hätte ich mich nun aus ihm herausgeschält, ihn wie eine Hülle auf diesem Untersuchungsstuhl zurückgelassen. Wie konnte mein Körper so etwas geschehen lassen, dachte ich.

Die Tränen liefen meine Wangen hinab, während wir mit der Ärztin das besprachen, was es nun zu besprechen galt: Was muss ich jetzt tun? Also gut, ins Krankenhaus. Dort wird meine Gebärmutter ausgeschabt. Kann es nicht von allein abgehen? Theoretisch schon, aber das wäre zu traumatisch. Warum? Wegen der Mengen an Blut. Der Mengen an Blut? Genau, zu traumatisch. Was ist mit unserem Urlaub, wir fliegen übermorgen, können wir überhaupt fahren? Wir können, wir sollen fahren, Spaziergänge am Strand, das täte uns gut. Soll ich im Krankenhaus anrufen? Nein, die Ärztin ruft an. Die Ärztin, die sagte, sie habe das auch erlebt, sogar zwei Mal, und einmal davon in der 17. Woche. In der 17. Woche, wiederholte ich innerlich. Das hätte ich nicht überlebt.

Noch öfter an diesem Tag begegnete ich Frauen, im Krankenzimmer, auf dem Weg zur OP, die mir sachte über den Arm strichen, sagten, dass sie wüssten, was ich durchmache, sie hätten es auch schon hinter sich, und ich sah sie dann an, erstaunt, beinahe ungläubig, auf meinen Lippen nur eine einzige Frage, wie konnten sie bloß aufrecht stehen.

Zum Abschied sagte die Ärztin: »Ich verspreche Ihnen, die nächste Schwangerschaft hält.«

Und es fühlte sich an, als löschte sie ein kleines Flämmchen in der Ferne, während ich inmitten eines tobbenden Feuers stand.

Draußen auf der Straße nahm das normale Leben seinen Lauf. Es war am Vormittag, Berufsverkehr, Autos reiheten sich vor einer Ampel, zwei Bauarbeiter auf der anderen Straßenseite riefen sich etwas zu. Die Sonne schien, ein Spätsommertag, weder kalt noch warm. Ich stand auf dem Bürgersteig, meinen Sohn auf dem Arm, das tote Kind in meinem Bauch und meine Wangen spannten von den halbgetrockneten Tränen. Ich war nicht mehr Teil dieser Welt, war aus ihr herauskatapultiert worden, als wäre das alles ein Film, bloße Kulisse, als könnten die Fassaden der Mehrfamilienhäuser mit den großen Altbauwohnungen um uns herum plötzlich nach hinten wegklappen, die Ahornbäume am Straßenrand in Staub zerfallen und einfach verschwinden, so wie die Autos und Menschen und Ampeln und Schilder, sodass nur noch eine trockene, endlose Ebene da wäre und ich nichts hörte als eine wüstenhafte Stille. Mein Mann stand neben mir, aber er war mir nicht die geringste Hilfe, denn er konnte diese Untersuchung, diese ungeheuerliche Nachricht nicht ungeschehen machen, die mich von der Welt trennte.

Vielleicht ist es ein Irrtum, dachte ich. Vielleicht lebt das Kind noch. Auf keinen Fall, so mein fester Entschluss, würde ich es ohne weitere Untersuchung einfach aus mir herausnehmen lassen. Wenn man im Internet suchte, fand man diese Geschichten, das wusste ich sehr genau. Dass ein Arzt sagte, da ist nichts mehr, aber das Leben sich nur versteckt hielt und später wie eine Blume aus einer Mauerspalte erblühte.